

EMILIA LINT
Bis ans Ende meiner Welt



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Juliane ist 35 Jahre alt, als sie wie durch einen Faustschlag aus ihrem Alltag gerissen wird. Sie hat Krebs, der Tumor in ihrem Kopf ist unheilbar. Auf der Heimfahrt vom Krankenhaus verunglückt vor ihr auf der Autobahn ein Schlachtpferdetransporter. Einem spontanen Impuls folgend, rettet sie einen Wallach, den sie auf den Namen »Lazarus« tauft. Als ob sie nicht schon genug Probleme hätte, muss sich Juliane nun auch noch um ein ausgewachsenes Pferd kümmern. Statt gänzlich zu verzweifeln, beschließt sie, ihrem bisherigen Leben den Rücken zu kehren. Sie packt ihren alten Wanderrucksack, schreibt Abschiedsbriefe und bricht auf. Lazarus nimmt sie mit auf ihren Weg. Unterwegs begegnet sie verschiedenen Menschen, die ihr Mut und Kraft geben, mit ihrem Schicksal umzugehen. Und mit jedem Schritt mehr wandelt sich ihre Flucht vor der Krankheit zu einer Reise zu sich selbst ...

Autorin

Emilia Lint, 1978 im Ruhrgebiet geboren, studierte Literaturwissenschaften und Geschichte. Schon seit Kindertagen reitet sie und hat eine besondere Vorliebe für Barockpferde. In ihrer Freizeit zieht es sie oft in die Berge zum Wandern und manchmal auch nur auf die Couch, um ein gutes Buch zu lesen. Emilia Lint schrieb unter anderem Namen bereits mehrere erfolgreiche Romane.


Emilia Lint

Bis ans Ende
meiner Welt

Roman

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe Oktober 2017

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Adyna / getty images

Redaktion: Hannah Brosch

em · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48619-9

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meinen Vater

Kapitel 1

Eigentlich sah es harmlos aus. Fast wie ein kleiner Tintenfisch. Rundlich, mit krummen Armen, die er nach allen Seiten ausstreckte, um vorsichtig die Windungen ihres Hirns zu ertasten.

Juliane starrte auf die Bilder, überprüfte eines nach dem anderen, auf denen der Krake mal größer und mal kleiner aussah. Sie ging methodisch vor, las jeden Code und jeden Buchstaben, von beidem verstand sie nichts.

Alles in dem Zimmer mit seinem Elektronikgesumm und den kahlen weißen Wänden schien seinen Fokus auf sie und den kleinen Kraken zu wenden, der es sich in ihrem Kopf gemütlich gemacht hatte.

Es war so unwirklich, dass es nur ein schlechter Scherz sein konnte. Juliane wartete darauf aufzuwachen. Sie hätte sich gerne gekniffen, doch dazu fehlte ihr die Kraft. Reichte die doch gerade noch, um zu atmen. Ganz flach, ganz selten, als könne sie sich aus diesem Alptraum davonstehlen, wenn sie sich nur lange genug leise verhielt.

Krebs.

Ich habe Krebs.

Deshalb die Kopfschmerzen, deshalb die Konzentrationsprobleme. Wie lange hatte sie schon bei Migräne Schmerzmittel geschluckt? Ein Jahr? Siebzehn Monate? Länger?

Warum hatte es niemand vorher erkannt? Warum hatte es verdammt noch mal acht Wochen gedauert, bis sie einen Termin fürs CT bekam?

Der Arzt stand neben ihr wie ein weißgekleideter Todesengel. Er sah freundlich aus. Ein rundliches, rotwangiges Gesicht, Adlernase und etwas zu große Ohren. Er ging auf die sechzig zu, besaß nur noch an den Schläfen einige graue Haare, und auch die schienen auf der Flucht.

Warum sagt er nichts?, dachte sie mit wachsender Panik und beobachtete, wie sein Adamsapfel auf und ab stieg, während er schluckte und nach den richtigen Worten suchte.

Gab es womöglich keine richtigen Worte, sondern nur falsche?

Juliane wollte keine Phrasen hören, wenn es nur Schlechtes zu sagen gab. Kein *Kopf hoch* oder *Das wird schon wieder*. Pure, marmorkalte Ehrlichkeit, das wollte sie und hatte zugleich mehr Angst als je zuvor in ihrem Leben.

Warum ist Martin jetzt nicht hier? Er ließ sie doch sonst nie im Stich, wenn es darauf ankam. Aber er musste arbeiten, und dies war eine Routineuntersuchung.

Diese verdammte Stille des Arztes ... sein Schwei-

gen wurde mit jedem Sekundenbruchteil unerträglich.

»Sagen Sie doch etwas«, flehte Juliane.

Ihr Flüstern ließ den Arzt zusammenzucken. Er trat von ihr weg, näher an die Lichtwand, an der die Bilder aus dem CT befestigt waren.

»Es tut mir leid, Frau Radu. Sie haben Krebs.« Er sah sie nicht an, was ihr sofort klarmachte, dass sie nicht einfach davonkommen würde.

»Können Sie ... können Sie es herausoperieren?«

»Um das herauszufinden, müssen wir noch weitere Untersuchungen durchführen. Frau Radu ...« Jetzt drehte er sich doch um. Sie erkannte ihn kaum wieder. Sein Gesicht war zur Maske geworden. Blass und schmaler als zuvor. Seine spiegelnden Brillengläser verhinderten, dass sie ihm in die Augen blicken konnte. Machte er das mit Absicht? Hatte er diese Position einstudiert?

»Ich will Ihnen keine falschen Hoffnungen machen ...«

Unsichtbare Hände schienen ihr die Kehle zuzudrücken. Juliane spie ihm die Worte regelrecht entgegen. »Sagen Sie doch, dass ich sterbe! Ich bin schon dabei und habe es bis jetzt nicht einmal geahnt.«

»Die Wahrscheinlichkeit, dass Sie an dieser Krankheit sterben werden, ist sehr hoch. Ich bedauere. Aber das heißt nicht, dass Sie nicht noch einige Zeit haben ... Es gibt Therapien.«

Er sagte es so emotionslos wie eine Verkäuferin, die ihr mitteilte, dass es keinen Gouda mehr gab, sie aber stattdessen Edamer Käse kaufen könne. Und da war es plötzlich mit ihrer Ruhe vorbei. Ein wildes Zittern entstand in ihrer Brust, pochend, bebend, brennend.

»Können Sie es verdammt noch mal da raus-holen?«, presste sie hervor.

»Wir müssen noch weitere Untersuchungen ...«

»Reden Sie Klartext, ich bin doch nicht blöde!«

Der Mediziner rang nach Atem. »Sehen Sie das?«

Er trat vor und wies mit dem Zeigefinger auf einen Krakenarm. »Da ist das Problem. Ihr Tumor sitzt nicht wie eine Kugel in dem Gewebe, sondern erstreckt sich in viele Bereiche hinein. Wir müssen erst eine Chemotherapie versuchen, wenn er ausreichend schrumpft, und nur dann, können wir operieren.«

»Und dann wäre ich geheilt?« Es klang unwirklich.

»Die Wahrscheinlichkeit, dass ich den Tumor restlos entfernen kann, ohne wichtige Bereiche des Hirns zu schädigen, ist offen gesagt sehr gering.«

Juliane nickte, nickte und konnte nicht mehr aufhören, bis ihr klar wurde, dass der Krake in ihrem Kopf mitnickte. Schlagartig hielt sie inne.

Der Arzt verzog seine Mundwinkel zu einer Grimasse, die wohl ein aufmunterndes Lächeln darstellen sollte. »Ich denke, es ist das Beste, wenn Sie Ihren

Mann oder ein Familienmitglied anrufen, das Sie abholt. So eine Diagnose zu bekommen ist hart. Vertrauen Sie sich jemandem an, und dann telefonieren wir in den nächsten Tagen über weitere Schritte.«

»Nein.«

»Nein?«

»Ich möchte, dass Sie mir jetzt sagen, wie meine Chancen sind.«

Der Arzt fasste sie am Arm, doch Juliane wand sich aus seinem Griff und wich zurück, bis sie an der Stelle im Raum stand, die am weitesten von der Tür entfernt war. Sie fühlte sich, als würde sie jeden Moment den Verstand verlieren. Und wie immer, wenn sie sich aufregte, wurden ihre Kopfschmerzen heftiger.

»Wie lange?«, brüllte sie.

Die Tür wurde geöffnet, und eine Krankenschwester sah besorgt durch den Spalt herein. Der Arzt flüsterte etwas und schickte sie mit einer Geste fort. Dann ging er zu einem Stuhl und setzte sich.

Stille breitete sich aus. Wieder Stille. Schließlich ließ das Pochen in Julianes Kopf ein wenig nach, und sie trat zögernd auf den Mediziner zu. »Wie lange?«, fragte sie mit erzwungener Ruhe.

»Wenn wir alles ausschöpfen, was die Medizin Ihnen bieten kann, also Chemotherapie und Operationen, würde ich sagen, dass Sie auf jeden Fall noch ein Jahr haben, mit sehr viel Glück zwei.«

Juliane schluckte an der bitteren Wahrheit. »Und wie viel Zeit davon werde ich im Bett verbringen?«

»Schwer zu sagen ...«

»Weil Sie wahrscheinlich nicht alles rausbekommen oder irgendwas kaputt schneiden ...«

Er nickte. »Exakt.«

»Und wenn ich nichts mache?«

Der Mediziner hob ruckartig den Kopf und sah sie an, als hätte sie vorgeschlagen, sich zwecks OP von Aliens entführen zu lassen. »Nichts?«

»Ja genau. Wenn ich einfach lebe, und die Zeit, die ich habe, nutze, so gut ich kann. Wie lange kann ich noch laufen, sehen, denken? Wie lange Mensch sein?«

Er stieß den Atem aus und kratzte sich am Kopf. Schob die Brille erst auf seiner Nase zurück und nahm sie dann ganz ab. »Drei Monate, vielleicht ein halbes Jahr. Sie könnten Cortison nehmen, vielleicht hemmt es das Wachstum ein wenig.«

»Also entweder verbringe ich den Rest meines Lebens hier, feilsche um ein paar Monate, indem ich meinen Körper vergifte und Sie an mir herumoperieren lasse, oder ich habe weniger Zeit, dafür aber wie und wo ich will?«

Der Arzt war von ihrem Ausbruch völlig irritiert. »Aber ich würde Ihnen raten ...«

Juliane hatte genug gehört, sie griff nach Jacke und Handtasche und ging.

Die Krankenhausflure glichen einem weißen Labyrinth. Juliane durchwanderte sie wie in Trance. Schwankte mehr vorwärts, als dass sie lief.

Sie scheute sich vor jedem Gedanken. *Wenn mein Kopf doch nur einfach leer sein könnte! Ganz leer.*

Als sie ihr Auto erreichte, einen silbergrauen Mini, wusste sie einen Moment lang nicht, wie sie überhaupt in die Tiefgarage gelangt war. Konnte sie sich doch weder an das Parkhaus noch die Treppe erinnern, die sie sicher hinuntergegangen war. Auch das Parkticket war bezahlt.

Es fängt schon an, dachte Juliane in einem Anflug von Panik. *Der Krake frisst nicht nur mein Hirn, sondern auch meine Gedanken und Erinnerungen auf.* Dann fielen ihr wieder die Flure mit den Kunstdrucken von Sonnenblumen und Tulpen ein und die Richtungsweiser an der Treppe. Die Schilder hatten sie hergeleitet.

Sie drückte auf den Autoschlüssel, riss die Tür auf und ließ sich in den bequemen Sportsitz fallen. Beinahe automatisch griff sie nach ihrem Handy und suchte Martins Nummer heraus. Anruf oder SMS? Sie zögerte. Legte das Telefon auf ihren Schoß. Wie sollte sie es ihm sagen?

Hallo Schatz, ich habe einen Hirntumor, aber reg dich nicht auf, ich fahre auf dem Rückweg noch einkaufen.

Sie hatte mehr Zeit ihres Lebens mit Martin verbracht als ohne ihn. Seit der elften Klasse waren sie

ein Paar, hatten nur selten Dinge getrennt unternommen.

Manchmal glaubte Juliane, sie kenne ihren Ehemann besser als sich selbst. Und so zweifelte sie nicht daran, dass sie ihm mit dieser Nachricht das Herz brechen würde. Fortan würde er jeden Moment bei ihr verbringen wollen, sie nicht mehr aus den Augen lassen.

In den letzten Jahren hatten sie vor allem nebeneinander und wenig miteinander gelebt. Martin hatte als Architekt eigentlich immer viel zu tun. Besonders in letzter Zeit, nachdem sich sein langjähriger Partner in den Ruhestand verabschiedet hatte. Sie sahen sich selten, aber das machte ihnen nach all den Jahren nicht mehr viel aus. Sie aßen morgens und abends gemeinsam, besprachen ihren Alltag, und am Wochenende unternahmen sie immer zumindest an einem Tag etwas. Eis essen oder einen kleinen Spaziergang.

Juliane hatte geglaubt, dass es für immer so weitergehen würde. Bis sie beide uralt waren. Jetzt hatte ihre Vorstellung plötzlich Risse bekommen, die sich durch nichts wieder kitten lassen würden. Ihre Lebensplanung war zerbrochen. Es fühlte sich an, als hätte ihr jemand alle Pläne entrissen und sie durch eine Tür geschickt. Nun stand sie in einer neuen und zugleich so vertrauten Welt, in der Hand nur noch eine Uhr, die beständig rückwärtslief.

Sie meinte, sie ticken hören zu können, zu sehen, wie der Zeiger dem Ende, ihrem Ende, entgegenhuschte.

Juliane atmete tief durch und schob ihr Handy zurück in die Handtasche. *Ich kann das nicht*, dachte sie. *Ich kann nicht einfach so am Telefon sagen, dass ich sterbe.*

Nach einigen tiefen Atemzügen fühlte sie sich ruhig genug, um den Wagen zu starten. Langsam steuerte sie aus der Tiefgarage, aus einer grauen Betonwelt in einen sonnigen Frühlingstag hinein. Die gleißende Helligkeit flutete die tiefen Straßenschluchten.

Juliane fischte ihre Sonnenbrille aus dem Handschuhfach, setzte sie auf und dachte: *Dies ist mein letzter Frühling. Ich hoffe, er wird schön.*

Es war seltsam, wie klar sie plötzlich wieder denken konnte. Die Angst hatte sich einen Moment lang zurückgezogen.

Sie schlug das Lenkrad ein, konzentrierte sich ganz aufs Fahren und steuerte den Wagen durch die Innenstadt, vorbei an Einkaufspassagen und einer Baustelle hin zur Landstraße.

Martin und sie hatten immer von einem Haus auf dem Land geträumt und sich diesen Wunsch vor acht Jahren erfüllt. Seitdem war zwar der Weg zur Arbeit länger, aber dafür brauchte sie für einen Spaziergang einfach nur zur Tür hinauszu gehen und war im Wald.

Eigentlich hätte sie nun zur Arbeit fahren sollen.

Einem kleinen Labor für Lebensmittelüberwachung, in dem sie als Chemikerin angestellt war. Aber es war gerade nicht viel zu tun, ihre Kollegen, fast alles Männer, würden auch ohne sie zurechtkommen.

Der Arzt hatte sie für drei Wochen krankgeschrieben, die Meldung würde sie per Post schicken. Nachher noch eine SMS an ihre Chefin, dass es im Krankenhaus länger gedauert hatte und sie krank war. Dann hätte sie erst mal Zeit, sich zu überlegen, wie sie mit der Diagnose umgehen wollte.

Auf beiden Seiten zogen nun Felder vorbei. Die Allee aus alten, krummen Eichen war noch licht, die Blätter hellgrün und frisch ausgetrieben.

Wie konnte ein so schöner Tag so schlimme Nachrichten bringen? Juliane fühlte die Frühlingssonne auf ihrer Haut und fröstelte, obwohl ihr nicht kalt war.

Sie ließ die Fenster ein Stück herunter und ließ den Fahrtwind ihr dunkelblondes Haar zerzausen. Kurz schloss sie die Augen. Jetzt einfach das Leben ausknipsen, Gas geben, vor die Rotbachbrücke fahren, die gleich nach der nächsten Kurve auftauchen würde, und das wäre es dann.

Ein Knall und Schluss.

Martin würde nicht wochenlang an ihrem Bett sitzen müssen, nicht zusehen, wie ihr die Haare ausfielen, sie abmagerte und ihre Haut zu Pergament werden würde.

Ausknipsen.

Juliane riss die Augen auf. Sie näherte sich mit erhöhter Geschwindigkeit einem Lkw, hinter dem sich schon ein Stau aus mehreren Autos gebildet hatte. Gerade noch rechtzeitig trat sie auf die Bremse und riss den Wagen wieder in die Spur.

Ihr Herz pochte wie verrückt.

Die Fahrer vor ihr drängelten. Einer nach dem anderen trat aufs Gas und überholte den Lkw. Es war offenbar ein Viehtransporter. Juliane drehte automatisch die Lüftung aus und schloss die Fenster. Immer stank es aus diesen Dingern. Die Geflügeltransporte, die es in dieser Gegend oft gab, zogen meist eine Spur aus Federn hinter sich her.

Aber in dem Lkw waren keine Hühner oder Enten.

Je näher sie kam, desto deutlicher konnte sie den Pferdeschweif erkennen, der vom Wind gegen die Seitenwand getrieben wurde. Es war kein Pferde-transporter, wie er sonst von Turniersportlern eingesetzt wurde, dieser hier war dreckig und verbeult. Juliane war jetzt so nah, dass sie ins Innere sehen konnte, wo sich verschwitzte Leiber dicht an dicht pressten.

Der Lkw stieß schwarze Dieselwolken aus, als der Fahrer beschleunigte.

»Idiot!«, schimpfte Juliane. Offenbar kam er nicht von hier, sonst hätte er die scharfe Linkskurve ge-

kannt, die ihn gleich wieder zum Bremsen zwingen würde und es ihr nicht erlaubte zu überholen.

Juliane ging vom Gas. Langsam vergrößerte sich der Abstand, und sie konnte die Tiere nicht mehr so deutlich sehen.

Der Schweif wehte noch immer im Wind, als der Fahrer seinen Fehler bemerkte und ruckartig bremste.

Die Rückleuchten flammten auf. Der Lkw geriet ins Schlingern. Der Fahrer schien die Bewegung abfangen zu können, doch dann kam die Kurve.

Juliane bremste und krallte die Hände ums Lenkrad, während sie zusah, wie das Unvermeidliche seinen Lauf nahm. Der Transporter neigte sich gefährlich weit nach rechts. Das Gewicht der lebenden Fracht drückte ihn auf der Außenseite noch mehr herunter, so weit, dass die linken Räder den Kontakt zum Asphalt verloren.

Funken stoben, als das Fahrzeug von der Wucht gegen die Leitplanke gedrückt wurde. Ein Reifen platzte, Teile wurden nach hinten geschleudert.

»Oh Gott, nein, nein, nein!«, schrie Juliane.

Mit einem dumpfen Knall und einem metallenen Kreischen legte sich der Lkw auf die Seite, rutschte vorwärts und wurde schließlich von einem der Allee-bäume abgefangen.

Juliane hielt an und schaltete ihren Warnblinker ein. Ihre Hände zitterten kaum, als sie den Notruf

wählte und den Unfall meldete. Sie funktionierte einfach, als hätte sie das schon tausendmal gemacht.

Nachdem sie das Warndreieck aufgestellt hatte, rannte sie zurück zu ihrem Auto.

Sobald sie stehen blieb, hörte sie es. Hufschläge donnerten gegen die blecherne Außenwand des Lkws, Pferde schnaubten. Ansonsten war es unheimlich still.

Der Fahrer hatte sich offenbar aus dem Wagen gerettet. Fassungslos sah sie, wie er davonhumpelte und sich dann einfach ins Gras setzte und den Kopf in die Hände stützte.

»Hey, geht es Ihnen gut? Kommen Sie, Sie müssen nach den Tieren sehen!«

Der Mann schaute sie nur kurz an und verharrte dann weiter. Er rieb sich über das Gesicht und wandte sich von ihr ab. Das war Antwort genug.

Juliane ging zögernd auf den umgekippten Laster zu. Mochte sich gar nicht ausmalen, wie es jetzt da drinnen aussah.

Am liebsten hätte sie sich auch einfach ins Gras gesetzt und abgewartet, bis Leute kamen, für die solche Situationen Alltag waren. Fast hätte sie es getan, wäre da nicht plötzlich dieses klägliche Wiehern gewesen, das ihr durch Mark und Bein ging.

Sie lugte durch einen Riss im Dach des Fahrzeugs und konnte mehrere Pferde ausmachen, die übereinanderlagen. Einige versuchten aufzustehen und tra-

ten dabei auf ihre Leidensgenossen. Im hinteren Bereich standen zwei Pferde schwankend auf reglosen Körpern.

»Ich hab doch eigentlich nichts mehr zu verlieren«, sagte Juliane leise, sah noch einmal zu dem verantwortungslosen Fahrer und ging dann ganz um das Fahrzeug herum. Die Ladeklappe stand offen. Mehrere Pferde waren herausgestürzt und lagen reglos auf dem Asphalt. Ein dünnes Rinnsal Blut glitzerte in der Frühlingssonne.

Im Inneren des Lkws war noch Leben. Juliane glaubte wie durch ein Tor direkt in die Hölle zu sehen. Überall Mist, Blut und verrenkte Leiber. Pferde stöhnten vor Schmerzen, ein Geräusch, das sie nie zuvor gehört hatte.

Sie nahm all ihren Mut zusammen und betrat den Lastwagen.

Vorsichtig bahnte sie sich den Weg an zwei Ponys vorbei, die den Unfall nicht überlebt hatten. Ein weiteres Pferd starrte mit glasigem Blick vor sich hin und bewegte langsam ein Vorderbein, der Rest des Tieres war unter anderen begraben, ihm konnte sie auch nicht mehr helfen.

Ein schwaches Wiehern ließ sie aufhorchen. Mit weichen Knien arbeitete sie sich tiefer in den Wagen vor, und dann sah sie das Pferd. Ein Falbe mit einer großen Blesse. Er reckte den Kopf in ihre Richtung und verdrehte panisch die Augen.

Als er versuchte, auf die Beine zu kommen, sah Juliane, dass er mit einem Huf durch einen Lüftungsschlitz in der Außenwand gerutscht war und nun darin feststeckte.

»Ruhig, bleib ganz ruhig«, redete sie auf das Tier ein und erinnerte sich wieder an früher, als sie mit vierzehn jede freie Minute auf dem Reithof verbracht hatte. Sie durfte dem Pferd jetzt keinen Grund geben, noch mehr in Panik zu verfallen.

Es fiel ihr schwer, nicht einfach hinzulaufen, sondern sich zur Ruhe zu zwingen.

»Hey du, wir haben heute beide einen Scheißtag, besser wir überstehen ihn irgendwie gemeinsam«, sagte sie leise und ging vorsichtig in die Hocke. Als sie ihre Hand ausstreckte, schnaubte das Tier erschrocken und blähte die Nüstern noch etwas weiter.

Ganz vorsichtig strich Juliane mit zwei Fingern über die samtene Haut. Dieser Augenblick veränderte etwas in ihr. Sie sah nur noch die panischen Augen des Pferdes und den Angstschweiß, der sich unter dem zerschlissenen Halfter gesammelt hatte, dessen ursprünglich grüne Farbe kaum noch zu erkennen war.

Ganz langsam strich sie dem Tier über die Stirn. »Ruhig, ganz ruhig, bald ist jemand da, der dir helfen wird. Du musst nur ruhig bleiben.«

Juliane spürte, wie das Beben in ihrer eigenen Brust nachließ, das sich dort seit ihrem Aufbruch aus

dem Krankenhaus eingenistet hatte. Sie setzte sich vorsichtig neben das Pferd, das sich in ihrer Nähe langsam beruhigte. Zumindest versuchte es nicht mehr aufzustehen.

Juliane verlor ihr Zeitgefühl. Sie hörte sich immer wieder »Alles wird gut, alles wird gut« sagen. Waren die beruhigenden Worte eher an sie selbst oder an das Pferd gerichtet? Wahrscheinlich beides.

Schließlich blinkte Blaulicht über den Asphalt und in den umgestürzten Transporter hinein. Jetzt bemerkte sie auch ein junges Paar, das offenbar zwei Pferde eingefangen hatte und mit ihnen am Straßenrand stand.

Als die Sirenen nun immer lauter wurden, begannen die beiden Pferde zu scheuen. Sie rissen die Köpfe hoch und zerrten an den provisorischen Stricken aus Gürteln und Handtaschenriemen.

Auch im Anhänger wuchs die Unruhe.

»Macht doch die verfluchte Sirene aus«, stöhnte Juliane. Instinktiv fasste sie nach dem Halfter des Wallachs, der daraufhin erst sämtliche Muskeln anspannte und dann derart heftig zerrte, dass er sie ein Stück mit in die Höhe riss.

Sie erschrak und krallte sich nur noch mehr fest.

Das Pferd kämpfte, als ginge es um sein Leben. Seine beschlagenen Vorderhufe kreischten über das Metall des Lkws, doch sie fanden auf der glatten Fläche keinen Halt.

Schließlich verließ ihn die Kraft, und er sank ermattet zu Boden, die Augen gerötet und panisch verdreht. Im gleichen Moment wurde die Sirene endlich abgeschaltet.

Vorsichtig löste Juliane die verkrampften Hände. Der Wallach schnaubte und wurde sofort ruhiger.

Hatte er etwa gar nicht wegen dem Geräusch Angst gehabt, sondern weil er nicht wollte, dass ihn jemand festhielt? »Du armer Kerl, was musst du durchgemacht haben«, sagte Juliane leise und versuchte nicht daran zu denken, wohin dieser Tiertransport unterwegs gewesen war. So reisten sicher keine kostbaren Reit- oder Turnierpferde.

Es bestand kein Zweifel daran, dass diese armen Kreaturen für den Schlachthof bestimmt waren. Womöglich standen sie noch ganz am Anfang ihrer Reise, die sie nach Frankreich oder Italien führen würde. »Ich verspreche dir etwas«, flüsterte Juliane, »wenn du es hier halbwegs fit rausschaffst, dann tue ich alles, was ich kann, um dir ein schönes Zuhause zu suchen.«

Sie strich sanft über das weiche Fell und hatte das Gefühl, dass er sie ganz genau verstand.

»Hey, Sie, sind Sie okay?«, rief jemand.

Es war ein Polizist, der in den Transporter hineinspähte und sie mit der Taschenlampe anleuchtete.

»Ja, ich habe Sie angerufen. Es muss sich dringend jemand um die Pferde kümmern. Viele sind verletzt.«

»Das hier ist tot«, sagte der Polizist nüchtern und richtete den Lichtkegel auf ein am Boden liegendes Pony.

»Und bald werden noch mehr tot sein, wenn sich niemand kümmert«, rief Juliane. Die stoische Art des Mannes machte sie wütend. »Ist denn kein Tierarzt ...«

Draußen hallte ein Schuss. Juliane zuckte zusammen. Noch einmal knallte es. Das war sicher eines der Pferde, die aus dem Lkw gefallen waren. Juliane hatte sie alle für tot gehalten. »Bald trifft Verstärkung ein und hoffentlich auch ein Veterinär. Wir haben einen Jäger hinzugezogen«, sagte der Mann erklärend.

Juliane musste blass geworden sein, zumindest fühlte sie sich so, wenn sie sich vorstellte, was gerade dort draußen geschah. Schrecklich. Wahrscheinlich besser für die, die nicht mehr zu retten waren. Aber konnte der Jäger das überhaupt wissen? Er hatte doch gar keine Erfahrung mit Pferden! »Sie sollten nicht hier drin sein, das ist zu gefährlich. Kommen Sie raus, bitte.«

Juliane sah ungläubig zu dem Uniformierten auf. Das konnte nicht sein Ernst sein. »Machen Sie sich keine Sorgen um mich, ich bleibe.«

Er schien ihre Worte nicht gelten lassen zu wollen und näherte sich ihr. Wollte er sie etwa mit Gewalt aus dem Lkw schleifen?

Das Pferd, das bis dahin ruhig geblieben war

und sogar die Schüsse draußen stoisch hingenommen hatte, riss den Kopf hoch und stieß ein lautes Schnauben aus. Es schien zu sagen: *Bis hierher und nicht weiter.*

Der Polizist hob abwehrend die Linke, während die Rechte in Richtung Pistole zuckte. Das große Tier machte ihm Angst, doch auch das Pferd fürchtete sich.

Juliane beging nicht den gleichen Fehler wie vorher und versuchte nicht, ihn am Halfter festzuhalten. Stattdessen kralte sie den Wallach vorsichtig unter der Mähne, wo das Fell vor Angstschweiß feucht und klebrig war. »Treten Sie bitte ein Stück zurück und akzeptieren Sie meine Entscheidung. Ich bleibe hier, mir passiert nichts. Sorgen Sie lieber dafür, dass schnell jemand kommt, der den Pferden helfen kann.«

Er zögerte, trat von einem Bein auf das andere und ging dann, ohne noch etwas zu sagen. Sie blickte ihm nach, wie er an zwei toten Tieren vorbeilief, über deren Beine stieg und dann auf die Straße trat. Dort draußen war es gleißend hell. Der Frühlingstag stand in scharfem Kontrast zu der Dunkelheit der kleinen Höhle, in die sie durch Zufall geraten war.

Der Wallach unternahm einen weiteren Versuch, sein eingeklemmtes Bein zu befreien, und trat mit dem anderen gegen die Außenwand. Das Blech schepperte dumpf, als der Huf mit Wucht dagegen-

donnerte. »Ruhig bleiben, Junge«, flüsterte Juliane und fühlte ihren Puls emporschnellen. Er durfte jetzt nicht anfangen zu kämpfen, sonst würde er sich nur noch mehr verletzen. Vorsichtig legte sie ihm die Arme um den Hals und erhöhte den Druck. Er reagierte nicht so schreckhaft wie beim Halfter und ließ zu, dass sie ihn festhielt. Noch einmal trat er mit Wucht gegen die Außenwand, dann lag er wieder still und atmete heftig.

Draußen hielten weitere Autos an. Jemand hupte.

Und dann waren die Kopfschmerzen plötzlich wieder da. Juliane krampfte ihre Hand in die dichte Mähne und schloss die Augen.

Die Dunkelheit war wohltuend. Der Schmerz kam wie Wellen, die gegen einen Damm anbrandeten. Ein gequältes Stöhnen entrang sich ihr. Ihr war, als würde ihr im nächsten Moment der Schädel zerspringen. Dann ebte die Pein langsam ab.

Das Pferd drückte den Kopf gegen sie, als wisse es genau, was in ihr vorging, und Juliane fühlte sich in ihre Kindheit zurückversetzt.

Mit zwölf hatte sie ihre Liebe für Pferde entdeckt und bald jeden Nachmittag auf einem nahen Reithof zugebracht. Vier Jahre später hatte sie dann Martin kennengelernt und für ihre erste große Liebe alles getan. Es war ihr schwergefallen, aber auf sein Bitten hin hatte sie aufgehört zu reiten. Er fürchtete sich vor Pferden und hatte Angst, sie würde sich verlet-

zen. Als sie dann von einem unberechenbaren Neuzugang in den Nacken gebissen worden war, gab sie seinem Wunsch schließlich nach.

Jahre später hatte sie darüber nachgedacht, wieder anzufangen, sich aber nie endgültig dazu durchringen können. Erst jetzt, da sie wieder ein Pferd berührte, seinen Geruch einatmete, merkte sie, wie sehr es ihr gefehlt hatte.

Eine plötzliche Bewegung riss sie aus ihren Erinnerungen.

Jemand kam, hoffentlich der Tierarzt. »Dort sitzt sie«, hörte sie den Polizisten sagen, dann betrat eine Frau den umgestürzten Lkw. Sie trug eine Medikamententasche bei sich und wurde von einem Feuerwehrmann und einem Helfer begleitet, der Stricke und Halfter trug. »Das ist ja furchtbar«, sagte die Ärztin. »Daniel, sieh weiter hinten nach, wie es dort aussieht. Ich brauche eine grobe Schätzung. Tote, Gesunde und Verletzte.«

Der Feuerwehrmann reichte dem Helfer eine Taschenlampe und begleitete ihn tiefer ins Wageninnere, von wo erneut schweres Atmen, Schnauben und leises Keuchen zu hören war.

»Sie sind hier, seit es passiert ist?«, richtete sich die Ärztin an Juliane. Diese nickte nur und grub ihre Hand ein wenig fester in die Mähne ihres Schützlings. »Ich bin Carola Schück, Tierärztin. Was hat das Pferd?«

»Juliane Radu. Sein Hinterbein steckt in der Außenwand fest, ich fürchte, wenn er sich bewegt, wird es brechen. Ich versuche, ihn am Aufstehen zu hindern, aber er lässt sich nicht am Kopf anfassen.«

Die Tierärztin nickte und umrundete das Pferd, um sich den Schaden anzusehen. »Ja, jetzt sehe ich es auch. Vielleicht haben wir Glück im Unglück. Das Fesselgelenk ist noch nicht geschwollen. Der Schnitt ist nur in der Hautschicht. Ich denke, der hat noch Chancen. Aber so bekommen wir ihn da nicht raus.«

»Was heißt das?«

»Der Huf ist so verkantet, dass er sich das Bein bricht, wenn wir ihn aufstehen lassen.«

Juliane spürte, wie es ihr die Kehle zuschnürte. Aber ihr war sofort klar, auch wenn sie das Pferd einschläfern mussten, würde sie nicht von seiner Seite weichen. »Was machen wir dann?« Sie wagte die Frage kaum zu stellen.

»Ich werde das Pferd sedieren, dann muss die Feuerwehr das Metall aufschneiden, damit wir den Huf freibekommen, anders geht es nicht.«

Juliane nickte. »Okay. Das schaffen wir auch noch irgendwie.«

In diesem Moment erklangen Hufschläge. Der Tierarzthelfer und der Feuerwehrmann führten ein junges Kaltblut, das kaum dem Fohlenalter entwachsen war, vorsichtig an seinen verendeten Artgenossen vorbei ins Freie. »Dem fehlt so weit nichts«,

sagte er im Vorbeigehen. »Da hinten sind noch zwei weitere, ich hole sie gleich raus.«

Die Ärztin dankte ihrem Mitarbeiter und murmelte dann: »Eine Schande um die jungen Tiere.« Sie waren die beliebtesten Pferde der Fleischindustrie, Kaltblüterfohlen mit viel Muskelmasse.

Sie kniete sich zu Juliane und dem Wallach und machte sich an ihrer Tasche zu schaffen, schätzte mit geübtem Blick das Gewicht des Tieres und zog dann eine Spritze mit Betäubungsmittel auf.

Der Wallach schnaubte und riss die Nüstern auf, als sie etwas Alkohol auf einen Tupfer gab und damit die Einstichstelle abrieb. »Ganz ruhig, Großer«, sagte sie. »Halten Sie ihn gut fest, Frau Radu.«

»Ich tue, was ich kann.« Juliane fasste beherzt in die lange Mähne und schlang sich die dicken Flechten um die Hände. »Wir wollen dir nur helfen«, flüsterte sie in die angelegten Ohren und spürte, wie sich das Pferd immer mehr anspannte. In einem Schreckensmoment sah sie sich schon unter Pferdehufen begraben. *Was macht das schon*, dachte sie fatalistisch. *Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.*

»So, das haben wir geschafft«, sagte die Tierärztin und hielt die leere Spritze hoch. »Jetzt dauert es nur noch ein paar Minuten, dann bekommt er nichts mehr mit.

Juliane atmete auf. Sie hätte nicht gedacht, an die-

sem Tag noch einmal Erleichterung zu empfinden.
»Was soll ich machen? Kann ich helfen?«

»Bleiben Sie einfach bei ihm, es sind noch mehr Leute da.«

Draußen riefen mehrere Männer durcheinander. Dann zeichnete sich eine Silhouette an der Verladerrampe ab. Es war kein anderer als der Fahrer des Lkw, der nun mit einigen Papieren wedelte. »Ich verbiete das!«, brüllte er. »Sie dürfen die nicht mit Medikamenten vollpumpen!«

Die Tierärztin zuckte mit den Schultern und schien genau zu wissen, was passiert war. »Dafür kommen Sie zu spät«, meinte sie lapidar.

»Das sind Schlachtpferde, die sind nichts mehr wert, wenn sie die vollspritzen.«

»Erst einmal sind es verletzte Tiere, die behandelt werden müssen. Setzen Sie sich bitte mit dem deutschen Tierschutzgesetz auseinander, wenn Sie Fragen haben.«

»Das kann nicht Ihr Ernst sein«, empörte er sich.

»Und ob das mein Ernst ist, und jetzt gehen Sie bitte, Sie machen die Tiere scheu«, sagte sie ruhig.

Ein Polizist brachte den zornigen Fahrer fort.
»Wir haben noch einige Fragen.«

»Meine Ware!«

»Sie können froh sein, dass nicht alle verreckt sind.«

Juliane fühlte wieder die Wut aufflammen, die sie vor einer Weile verspürt hatte. Zwischen ihrer Rückfahrt vom Krankenhaus und dem Jetzt schien eine kleine Ewigkeit verstrichen zu sein, und doch war es sicher nicht länger, als sie an manch anderen Tagen in der Eisdiele gegessen und einen Erdbeerbecher gegessen hatte. Während der Kopf des betäubten Pferdes langsam auf ihren Schoß sank, schien die Welt dort draußen mehr und mehr an Bedeutung zu verlieren.

Mit einem tiefen Seufzer entspannte sich der Wallach endgültig.

Juliane strich ihm über die Stirn und lockerte das eng anliegende Halfter, das aussah, als trage er es schon seit Monaten. Darunter war das Fell abgerieben, im Genick war die Haut wund und nässte. Was er wohl alles hinter sich hatte? Was war geschehen, dass so ein schönes Tier beim Schlachter landen sollte?

Das Auge des Wallachs war von einem Honigbraun und schien sie unentwegt anzusehen. Sie strich vorsichtig über das Lid, um es zu schließen. Sein Auge sollte nicht austrocknen.

Unterdessen kamen mehr Helfer, die die noch lebenden Tiere aus dem Wrack herausführten.

Die Tierärztin musste zwei Zurückgebliebene erlösen. Und endlich hörte Juliane nicht mehr das gequälte Stöhnen der eingeklemmten Tiere.

Als die Feuerwehrleute mit dem Bergungswerkzeug kamen, herrschte Stille in dem Lkw.

Außer dir und mir sind hier nur noch Tote, dachte Juliane erschüttert, und ich bin auch schon mit einem Bein im Grab.

Die Tierärztin überprüfte, ob der Wallach stark genug betäubt war. Als sie ihn unsanft berührte, blinzelte er nur. »Sie können«, beschied sie den Feuerwehrleuten, die daraufhin den Huf und die Fessel umwickelten, um sie zu schützen, und dann begannen, die Metallwand mit einem Trennschleifer zu bearbeiten.

Funken flogen, das Metall kreischte fürchterlich, doch ihr Schützling zuckte nur mit den Ohren und regte sich ansonsten nicht.

Juliane bekam eine Decke, die sie zum Schutz vor den Funken über sich und das Pferd breitete. Krachend löste sich schließlich ein Streifen des Metalls und musste nur noch aufgebogen werden. Dann war der Huf endlich frei.

Die beiden Feuerwehrleute klatschen sich erleichtert ab und packten dann, ohne weitere Worte über die gelungene Rettung zu verlieren, ihre Ausrüstung zusammen.

»Vielen Dank«, rief Juliane ihnen hinterher. Die Tierärztin untersuchte inzwischen den befreiten Huf. »Wie ich mir dachte, sind die Verletzungen nur oberflächlich. Die Bänder scheinen in Ordnung, aber



Emilia Lint

Bis ans Ende meiner Welt

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48619-9

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2017

Juliane ist 35 Jahre alt, als sie eine furchtbare Nachricht wie ein Faustschlag trifft. Sie hat Krebs, der Tumor in ihrem Kopf ist unheilbar. Auf der Heimfahrt vom Krankenhaus verunglückt vor ihr auf der Autobahn ein Schlachtpferdetransport. Sie rettet impulsiv einen Wallach, den sie auf den Namen »Lazarus« tauft. Zu Hause angekommen beschließt sie, ihrem bisherigen Leben den Rücken zu kehren. Sie packt ihren alten Wanderrucksack, schreibt Abschiedsbriefe und bricht mit Lazarus auf. Und mit jedem Schritt mehr wandelt sich ihre Flucht vor der Krankheit zu einer Reise zu sich selbst ...



[Der Titel im Katalog](#)